

Judith Arlt

Handschlag der Tide

- summa terrestris -

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2023
Achter Verlag, Weinheim
www.achter-verlag.de
ISBN 978-3-948028-17-6
Druck: Gyomai Kner Printing House Co. Ltd.,
Gyomaendröd

Sand

bedeutet den besonders schmerzlosen Übergang. Vom gebirgsbildenden Gestein zum Kindertraum. Von einer Alpenfelskanzel zum Spielball der Gezeiten. Chamsin wiegt ihn Ende April im Arm, bevor er ihn erbarmungslos über den Golf von Akaba jagt. Auf Amrum erstickt der Lungenenzian unter dem Habichtskraut. Jede Sturmflut entreißt Sylt ein paar Tonnen Strandsand und schleudert ihn nach Süden. Dort landet er als Kniepsand bei der Konkurrenz. Jungnamensand ist eine freie Bank weit im Westen. Kein Investmentinstitut, keine Obdachlosenunterkunft, sondern Hochsand mit trockenfallenden Schlickflächen. Heimat der Kegelrobben und Mantelmöwen. Steigt der Meeresspiegel, versinken die Brutplätze der Sandregenpfeifer und Wiesenpieper. Umweltfragen lassen den Sand kalt. Er wandert, steigt, flieht, wie es ihm gefällt. Unter Wasser. Über Wasser. In den Wüsten Belutschistans. Immer feiner geschliffen, heimtückisch schmeichelnd, wurzellos, zärtlich entfesselnd, beeinträchtigt er die Sicht schlimmer als die Nacht. Füllt Dünen auf Geestkerninseln, Fahrdämme in Sibirien und Straßenverzeichnisse von Allerweltstädten.

Vento

ist der Wind in einer anderen Sprache. Das Schlüsselwort. Wie *Leste*, *Keanu* oder *Bhoot*. Ein Durchschlag und Türöffner. Erhaben wie der Staubteufel, Traubenkocher oder Schlammchlürfer. Dissonant im Auf und Ab. Unbeeindruckt von Sturmflutwarnungen und Reisiggeflechten trifft er die Halligkante. Schleift und schändet sie, erkundet Oberboden und Störstellen, bis ihn Bodenbrütergefieder stoppt. Vento will in Schwung kommen. Dazu braucht er mehr als nur eine Silbe. Steigt die Strömung auf an der Kaltfront, muss zum Ausgleich dahinter etwas absinken. Es gibt Temperaturunterschiede und Dichtedifferenzen. Schmelzwasser tropft über Stock und Stein. Vento zeichnet das dreigipfelige Kalkmassiv. *Wiatr. Vent. Fēng!* Die Faust erhoben. Imperativ in deutschen Ohren: Fang! Hart. Kant. Nein! *Fēng* gehört dem Kaiser von China. Das Firndach ist bereits schneefrei, ein Gipfel schon verschwunden im Grat, im Groll, im Gewittersturm. In herabtrudelnden Gedanken, einer drohenden Ewigkeit, ausgelöst von einem einzigen falschen Fußtritt. Geboren im Felsenmeer.

Die Gefingerte Witwenrose

liebt nur
den Gezeitentümpel. Von Vento, dem Sprunghaften hält
sie nichts. Sie geht eine bedingungslose Zweckgemein-
schaft mit den Strömungsrippeln ein. Bei Niedrigwasser
gräbt sie sich bis zur Tentakelkrone in den Wattboden ein.
Bei Hochwasser muss sie anwachsen an Schlacken, Pfäh-
len, Röhren, damit der Ebbstrom sie nicht hinausträgt in
den Priel. Am liebsten dockt sie auf Weichtierschalen an.
Wie im Weltraum die Sonde an die Station. Die Witwen-
rose passt weder in eine Vase, noch aufs Grab, noch in die
Hand einer Braut. Ihr Dasein ist pure List! Sie hat In-
stinkt! Ist ein Tier, keine Blume! Sie tötet mit Gift und
frisst winzige, frei schwebende Wimpertierchen. Dennoch
führt der Name der Witwe unweigerlich in die Stadt, auf
den zentralen Platz, ins Archiv im zweiten Stock. Sie tritt
ihren Weg ganz allein an, trägt ein langes, schwarzgestreiftes
Trauerkleid und vergießt keine Träne im Treppenhaus.

Der Einsiedlerkrebs

lebt in echter Symbiose mit der Seeanemone. Er bewohnt ein leeres Schneckenhaus und sie thront darauf wie eine Schönheitskönigin. Er ertastet mit seinen verpanzerten Scheren Beute im Sand und sie strudelt sich abfallende Brocken mit ihren langen Wimperhaaren zu. Nichts geht verloren. Sie ist treu, er umsichtig. Um sein wachsendes Atmungsorgan, die nackte Hinterleibshaut, unterzubringen und zu schützen, braucht er ein immer größeres Haus. Er sucht rechtsgewundene, von Wellhornschnecken verlassene Gehäuse. Wie ein richtiger Mann öffnet und beklopft er jede neue Unterkunft mit dem kräftigeren Bein. Wie bei Ballartisten gibt es auch unter Einsiedlerkrebsen Links- oder Rechtsfüßer. Wie im Hinterland dreht den Hüttenschlüssel die eine oder andere Hand. Vor jedem Umzug betrillert der Einsiedler seine Angebetete, damit sie mitkommt. Sorgsam löst er ihren Fuß vom alten Dach und setzt ihn auf das neue. Sie dankt und vernesselt sofort weitherum alle seine Feinde.

Das Hochgebirge

schläft nie. Seine Nachbarin ist die eifersüchtige Gottverlassenheit. In jedem Geräusch wittert sie Gefahr. Wenn der scharfe Ruf einer Alpendohle an die Giebelwand schlägt oder der Eisenklöppel an die Feuerglocke. Wenn im Durnachtal ein Jungadler die Schwingen ausbreitet und über dem Tobel kreist. Wenn Vento die Zweisilbigkeit mobilisiert. Das Ende kommt von oben und jede Warnung zu spät. Stein fällt schneller als Ton. Auch Schnee drückt und deckt im Nu. Wie Feldspattrümmer, Hagelkörner oder Schlammlawinen. Die Pupille bleibt schreckgeweitet, die Netzhaut stumpf. Der Abbruch hüllt sich in Staub. Vom Tierfehd aus stellt Meinrad einem Gamsbock nach. Er kennt die Wechsel über Selbsanft. Durch schrofige Rinnen zum Gratabsatz. Noch verhindert die Höhenströmung Wolkentürme. Die Doppelflinte an der Schulter steigt er zum spaltenarmen Limmerenfirn auf. Über Schuttbänder, Schneefelder, Gletscherschliffplatten. Das Fell will er modisch färben, aus den Hörnern Stockgriffe schnitzen und das Fleisch verkaufen.

Die Einöde

12

ist überall. Eiswüsten und
Gletscherbrüche stöhnen, wenn die ersten Sonnenstrahlen
sie treffen wie glühende Pfeile. Windharsch schweigt mit
zusammengepressten Lippen. Weder Salze noch
Magmatite binden das Mutterseelenallein. Irrtümer sind
allgegenwärtig und ohne Nutzen. Natürlich schließt der
Tödi das Tal der Linth ab. So endgültig wie das Tor die
Vorhölle. Aber der Berg am Ende der diesseitigen Welt ist
kein Einzelgänger. Der Glarner Tödi hat einen kleinen
Bruder. Die Sprachgrenze verläuft über mindestens drei
Grate. Von West über Nord nach Ost. Wer durch die
Südwand aufsteigt, verbreitet einen anderen Gesang auf
schiefer endlos abwärts geschichteten Felsstufen, über lange
Schneefelder und die Firnhänge des Bleisasverdas-
gletschers. Oben stehen dem Neuankömmling
nebeneinander alle Himmelstore offen und verheißen
höchstes Glück: die Porta da Spescha, die Gliemspforte,
die Gliemsscharte, die Südgrat-Schneide, die
Puntaiglaslücke, die Russeinlücke, die Russeinpforte. Aber
wegen Schneeschmelze und Steinschlaggefahr quert sie
keiner vor dem Spätsommer.

Sinkstoffe

kommen mit dem auflaufenden Wasser und bleiben bei einsetzender Ebbe. Sie versorgen das Mischwatt mit Sand, Schalentteilen und abgestorbenem Plankton. Im Wattenmeer sind Sinkstoffe unverzichtbar wassergetragene Baustoffe für die Anlandung. Auf dem Festland verstopfen luftgetragene Staubpartikel die Lungenbläschen der Menschen so lange, bis die Städte leer sind. Das Mischwatt liegt zwischen Sandwatt und Schlickwatt. Es ist der Lebensraum von Wattwürmern, Wattschnecken, Wattmuscheln und ihren durchziehenden Fressfeinden. Austernfischer stochern ekstatisch kreischend nach Herzmuscheln. Lachmöwen trampeln Seeringelwürmer aus dem Boden. Pfuhlschnepfen graben mit ihrem langen Schnabel nach Pierwürmern. Kiebitzregenpfeifer schlagen Alarm, wenn Vento auf Südwest dreht und wilder wird. Oonagh nickt und eilt nach Hause. Die Springtide fällt ihre Hütte von allen Seiten gleichzeitig an, verschlingt den Tag und die Nacht. „Landunter“ bedeutet „Meerüber“. Vento stakst breitbeinig zwischen Himmel und Erde und steppt eine feste Naht. Schaum tritt aus seinem Mund und die Sinkstoffe sinken.

Die Ablation

endet an der Sandstraße. Apert das Gipfelfirnfeld aus, verliert der Berg seinen Halt. Der Wortschatz ist großzügig. Graupelartige Gebilde rollen den Südwesthang hinab. Vento öffnet mit beiden Füßen Ritzen, Spalten, Töpfe. Besteigt greisenhafte Gesimse. Hebt das Eis vom gebrochenen Auge eines nie Geborgenen. Die schräge Senke der uralten Kalktafel gibt ihr Profil widerstandslos auf. Zweitausend Meter und mehr kann Geröll hinunter poltern. Auch ein Schuh oder der Stock. Trotz großgestufter Bänderstrukturen, Steigungsregen und Hitze in der Höhe überwindet die Souliera die Serpentina von Süden mit der Limousine. Sie fegt den Hut hinweg und liebkost den kahlen Schädel. Ein Tiefausläufer folgt ihr auf dem Fuß. Vergeblich richten aerosolarme Massen Föhnmauern auf, schlagen Fenster ein, zaubern wasserfeste Fernsichten in die stahlblauen Ovale des Feldstechers. Steinschlag füllt das Linthtal, die Seitenarme, den Klöntalersee. Begräbt die Stadt, den Friedhof, das Gerichtsgebäude; die Kirchgänger, Gottlosen und Verschollenen.

Am Bifertengrätli

pflückt auch der geübteste
Berggänger keinen Blumenstrauß mehr. Schuppenbäume
liegen eingefaltet zwischen kristallinem Schiefer.
Pflanzliche Reste von Schachtelhalmen, Farnen oder
Bärlappbäumen zeigen sich nur in vereinzelten Ausbissen.
Seit dem Tödi-Bergsturz kommt hier kein Mensch mehr
vorbei. Korallenkalkblöcke unterschiedlicher Größe
versperren den Weg zum Sandgipfel. Der Bifertenfirn ist
ein Überrest des Linthgletschers. Ein letztes Bemühen,
wenigstens die Südostflanke im Eis zu halten. Jenseits des
Bergsturzgebiets steht noch der Bifertenstock. Dahinter
staunen die Brigelser Hörner. Meinrad steigt mit
Schneeschuhen vom Hauserhorn Nordgrat über die
Blankeisnase hoch. Er ist ein vorsichtiger Mann, den
Eispickel hält er in der Hand, das neu gezimmerte
Gipfelkreuz trägt er auf dem Rücken. Das alte hat ein
Blitz im August entzweit. Der angekohlte Längsbalken
ragt noch in den Himmel wie ein schlecht gespitzier
Bleistift. Der Querbalken sowie das erst halbvolle
Gipfelbuch folgten Ventos stürmischem Werben. Die
Höhenverführung ist sehr groß.

Das Schlickwatt

stinkt nach faulen Eiern und ist sandarm. Das ganze Watt ist ein geometrisch geordneter Ablagerungsraum. Die Sedimente werden horizontal geschichtet und gürtelartig zониert. Trotzdem gibt das Schlickwatt den Ton an zwischen der Salzwiese und dem Mischwatt. Kentert die Flut, setzen sich organische Stoffe wie gehorsame Schüler nach der Pause. Die Strömung hat keine Kraft mehr, sie aufzuflocken und den Muscheln zum Fraß vorzuwerfen. Auch anorganische Substanzen verweilen. Sie färben die Wattoberfläche rostbraun. Zur Urlaubszeit weben Kieselalgen einen güldenen Fußabtreter für die Wattwanderer. Aber der Sommer ist vorbei. Die einzige Frau weit und breit sinkt immer wieder wadentief ein, zieht schweratmend pechschwarze Füße aus dem Schlick. Das Wasser läuft bereits auf. Es versorgt nur die obersten Millimeter des Wattbodens mit Sauerstoff. Darunter arbeiten ständig Bakterien am Abbau, reduzieren den Eisengehalt, vertreiben die Farbe. Faulgas entsteht, und aus den Eisenresten im Salzwasser tritt Eisensulfid.

Pionierpflanzen

sortieren das Steinschlaggelände.

Sie entstehen aus dem Nichts. Im Felsschutt entwickeln sich zuerst Flechten und kalkliebende Moose. Dann sprießen schmalblättrige Weidenröschen oder das gemeine Gänsefingerkraut. Unvermutet beginnt das zerborstene Gestein zu leuchten. Vento kommt angestieft und zerstäubt die Pollen. Fächerflügler haben weder Augen noch Beine. Sie leben parasitisch auf Bremsen, Ameisen oder Wanzen. Steintrostlen picken alles auf und verbreiten die Samen über den Kot. Was nicht sofort wuchert, überwintert. Meinrad steigt von der Beggilücke zur Claridenhütte ab. Er stolpert im kantigen Geröll und flucht. Sein Echoortungsruf verhallt ungehört. Die Ewigkeit trägt Schmutz. Die Eislappen des Gletscherfirns sind verdunstet. Nur ein, zwei Moränetümpel spiegeln noch das Entsetzen. Über der Altenorenalp sind manche Stellen bis dreißig Zentimeter tief mit karbonathaltiger Feinerde gefüllt. Kaum haben die Erstbesiedler den Boden stabilisiert, werden sie kahlgeschoren, fallen Goldrute oder Berghahnenfuß über sie her. Rachenblütler und Salzburger Augentrost blühen bereits.

Der Handschlag der Tide

regelt das Leben

der Frau im Watt. Auf Wasser kann sie sich verlassen. Der Gezeitenstrom pendelt wie eine Stockuhr durch ihre Pfahlbauhütte. Ungehindert. Höflich mit Handkuss. Stur im Auf und Ab. Der Sonnenaufgang hingegen ist launisch und Seenebel sind hinterlistig. Oonagh baut Lahnungen, wenn sie den Stillstand hört. Presst Faschinen zwischen die brusthohen Pfähle und befestigt sie mit Spanndraht. Hier beruhigen sich die Alltagswellen und verrennen sich nicht in die Halligkante. Das Springhochwasser ist ein Durchzügler wie der Steinwölzer. Sobald die Flut gesättigt ist, löst die Ebbe sie ab. Anders der Mond, der zu- oder abnimmt. Die Halligfrau wacht über störungsanfällige Koloniebrüter. Bei Seichtwassertide seihen die Löffler das flache Wasser. Oft verschwindet das Licht unvermutet aus dem Tag. Nie aber fehlt der Scheitelpegel, oder zu Ostern die gefräßige Ringelgans. Auch Goldregenpfeifer und Grünschenkel erscheinen pünktlich zum Appell auf der Salzwiese.

Seilfrei

klettert Meinrad die Üeliplanggen hoch. Bei der Wasserfassung im Limmerentobel steigt er in den bösen Birchgang ein. Sein Keuchen hallt von den Wänden. „Beim Zustieg“, hört er den Vater wieder und wieder, „auf keinen Fall aufwärts blicken!“ Er ist schon lange tot. Vento tollt an den vertikalen Ebenen. Türmt Quellwolken zu Gewitterwolken. Besetzt den engen Himmel. Meinrad wird den Gratrücken nicht vor dem ersten Donner erreichen. Noch liegt das Höhenhoch über dem Bolivianischen Altiplano. Sprosspflanzen wachsen gegen die Erdanziehungskraft, bezirzt von Sonnenstrahlen. Sie sind positiv phototrop und negativ geotrop. Die Wurzeln folgen umgekehrten Reizen. Der Jäger gehorcht im Gebirge nur seinem eisernen Willen. Schon klatschen Regentropfen kalt in den Nacken und Hagelkörner prasseln wie Gewehr kugeln in die kaminartige Rinne. Der Grataufschwung verwandelt sich in eine schmierige, brüchige Fläche. Abweisend. Unzugänglich. Wie ein verendendes Tier kriecht Meinrad schließlich in die Höhle auf dem Luegboden.